[s.n.]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **91 (1965)**

Heft 49

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Nacht, in der alles stillestand...

Am 9. November, um fünf Uhr siebenundzwanzig nachmittags, gingen in NewYork City die Lichter aus. Ein einziger Kurzschluß irgendwo im Netz der elektrischen Stromversorgung hatte genügt, um das Räderwerk des größten Transportsystems der Welt plötzlich anzuhalten und die Millionenstadt in tiefes Dunkel zu hüllen. Es war zur Stoßzeit und es traf die meisten NewYorker unterwegs, im Lift, auf einer Rolltreppe, in der Subway, auf den Bahnsteigen, in den Zügen, auf den Straßen, die Glücklicheren in einem Geschäft oder Restaurant. Die in der ganzen Welt als hart und rücksichtslos bekannten Bewohner der Metropolis benahmen sich in diesen Stunden der Gefahr beispielhaft: es kam zu keiner Panik, es gab nirgends Ausschreitungen, mit gegenseitiger Hilfsbereitschaft und Humor wurde die Situation gemeistert und die Angst gebannt.

Die Broadway-Devise ‹The Show must go on!› – Das Spiel muß weitergehen! – wurde überall befolgt, das Spiel ging weiter, im Dunkeln oder beim Schein von Taschenlampen und Kerzen. Hotels, Restaurants und Warenhäuser nahmen so viele Gäste, Kunden und Passanten auf, als nur Platz hatten, in den Hallen und Treppenhäusern saßen dichtgedrängt die Menschen und wurden kostenlos verpflegt.

In den Waggons der steckengebliebenen Züge und Untergrundbahnen machten es sich die Reisenden bequem. Die letzten Reste von Schokolade und Hustenbonbons wurden aus den Taschen geholt und brüderlich geteilt. Besonderes Glück hatten Passagiere in einem Abteil, wo eine Hausfrau aus der Bronx eine ganze Stange Salami mit einer Nagelfeile zersäbelte und verteilte. In einem Coupé gab ein Tenor ein Gratiskonzert, in einem anderen erklangen unter der Leitung eines Negerbaritons vielstimmige Kalypsosongs, in einem dritten spielte ein junger Bursche Mundharmonika. Auf der Terrasse des Empire State Buildings stimmte eine Gruppe französischer Touristen die Marseillaise an.

Die vielgelästerte NewYorker Jugend zeigte, daß sich ihr Tatendrang im Ernstfall auch positiv auswirken kann: Jugendliche führten die älteren Reisenden behutsam zu den Notausgängen der Bahnen, sie stellten sich freiwillig an Straßenkreuzungen und regelten mit Taschenlampen und aus Zeitungspapier improvisierten Richtungszeigern den Verkehr, sie begleiteten die Bewohner der Hochhäuser mit Kerzen in die oberen Stockwerke und trugen Behinderte die Treppen empor. Die meisten Autofahrer nahmen Leute mit, die in dieselbe Richtung wollten, und ein Journalist bemerkte, er hätte zum erstenmal in seinem Leben einen vollgepackten Rolls Royce gesehen.

Um ein Chaos zu vermeiden, fuhren die Verkehrsteilnehmer sehr vorsichtig und waren sogar höflich zueinander. Inspektor John J. King von der NewYorker Verkehrspolizei sagte: «So etwas mußte kommen, um zu beweisen, daß auch Motorisierte, im Notfall, sich wie menschliche Wesen benehmen können.»

Die alte Mrs. Ruby Baldwin in Marmaroneck, einem NewYorker Vorort, war an diesem Abend die gute Fee in ihrer Nachbarschaft. Das ganze Jahr hindurch hatte sie Kerzenstümpfchen gesammelt, um sie vor Weihnachten in Kerzen umzugießen und nun ging sie von Haus zu Haus und verteilte ihre Kerzchen.

Ein älterer Herr an der East Side hatte einen halben Haarschnitt, als es im Coiffeurladen finster wurde. Mit einer saubergeschnittenen rechten und einer strähnigen linken Kopfhälfte verließ er den Laden. Der Coiffeur tröstete: «Kommen Sie morgen, und ich schneide es fertig!»

Jerry White, ein Angestellter im Büro von Richard Rogers, hatte am 9. November Geburtstag und seine Mitarbeiter blieben ihm zu Ehren etwas länger. Punkt 17.25 brachten sie einen Geburtstagskuchen mit brennenden Kerzen zu seinem Schreibtisch, White blies die Kerzen aus und in diesem Augenblick wurde es finster im ganzen Haus. «Ich glaube», sagte er, «ich habe zu fest geblasen.»

In der ‹Met› probte man gerade ‹La Bohème› und im Augenblick des allgemeinen Lichterlöschens sang Theresa Strata die Arie, wo sie allein auf der Bühne steht, eine brennende Kerze in der Hand. Die flackernde Kerze war für Minuten das einzige Licht im ganzen Opernhaus.

Der Pianist Vladimir Horowitz gab ein Beispiel vollendeter Selbstbeherrschung. Er spielte vor zweihundert geladenen Gästen bei einer Generalprobe in der Carnegie Hall die schwierige Polonaise-Phantasie von Chopin, als es plötzlich finster wurde. Unbeirrt spielte der Pianist weiter und griff nicht ein einziges Mal daneben.

Die berühmte Ballerina Alicia Markova gab ihrem Anwalt, der die Absicht äußerte, die zwanzig Stockwerke zu seiner Wohnung hinaufzuklettern, den guten Rat: Sie müssen immer nach vier Stockwerken stehenbleiben und einigemale tief atmen. Genau so, wie ich es im zweiten Akt von ‹Giselle› mache.»

Ein Herr in mittleren Jahren sinnierte im Vorortzug: «Was sage ich meiner Frau? Daß ich zu spät komme, weil der Strom versagt hat, wird sie mir nicht glauben. Diese Ausrede habe ich erst vorigen Monat gebraucht.»

Ein älterer NewYorker, der sich noch an die gute alte Zeit erinnert, faßte seine Ueberlegungen so zusammen: «Das ist das Uebel an unserer Zeit, daß man für alles nur auf einen Knopf zu drücken braucht. Es braucht nicht mehr zu einer Katastrophe, als daß ein Knopf nicht richtig funktioniert!»

TR